

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

Freitag, 7. Januar.

1916.

(Schluß.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

Snyder verträumte innerlich gerade die Fähigkeit
her ihm vorgesetzten Hammelkote. Nun schaute er
verwundert auf. „Die Herrschaften scherzen wohl?
Herr Waltham ist noch nicht verheiratet.“

„Nicht verheiratet?“ Die acht oder zehn Töchter
schrien wie Hühner, zwischen welche ein Marder ge-
fahren ist.

„Nicht ver-hei-ratet?“ fragte auch die fassungs-
lose Frau Smith mit wuchtiger Betonung jeder Silbe.
Ihr Gatte beugte sich mit starrem Entseken über den
Tisch, während Zingersoll mit aufgesperrtem Mund
sah und ganz vergaß, die Gabel mit einem aufgespieß-
ten Bissen vollends zum Bestimmungsort zu führen.

Snyder als seelenruhig weiter. „Wie ich Ihnen
sage, Herr Waltham ist so wenig verheiratet wie zum
Beispiel ich. Er ist der jähreste Junggeselle von ganz
New York.“ Nun, als neue Entsekenrufe zu seinen
Ohren drangen, wurde er aber endlich aufmerksam.
„Wie meinen die Herrschaften eigentlich?“ fragte er
betreten.

Smith wollte sprechen, doch seine Gattin hielt ihm
den Mund zu. „Vorsichtig, John!“ mahnte sie.

Snyder wurde es ganz schwül, als er nun das
Dutzend Fischäugenpaare auf sich gerichtet fühlte. Der
Appetit verging ihm, und er schob seinen Teller zurück.
„Nein, Herr Waltham ist nicht verheiratet“, bekräftigte
er nochmals. „So wenig wie — wie Ihre Töchter hier!“

Die Mutter schluckte. „Es bedarf wohl keiner
Frage, daß meine Töchter jederzeit die ehrenwertesten
Gatten finden könnten — Ihr braucht darum nicht zu
erröten, meine Lieblinge“, sekte sie sanft hinzu. „Ich
sehe nur den Fall.“ Mit eisiger Höhe wendete sie sich
dem immer ungemütlicher sich fühlenden Snyder wieder zu.
„Sie werden zugeben, daß sich in Begleitung von Herrn
Waltham ein — ein Fräulein befindet, die —“

„Ah, Sie meinen die Stenographin?“ Er lachte
glücklich, wie in der Hoffnung, das seltsame Mißver-
ständnis rasch aufzulären zu können. „Ist die auch
hier? Die kennt Herrn Waltham ja kaum.“

„Kennt sie kaum?“ stöhnte Frau Smith, während
ihr Nachdrucks sich in lautem Gefechter erging.

„Ich muß aber doch sehr bitten!“ brüste Smith
auf. „Das sind unzeitige Scherze!“

„Schr unziemliche Scherze!“ mederte sein getreues
Echo, indem er in der Gewißheit, daß es mit dem
Frühstück nun doch zu Ende sei, schleunigst noch einen
gewölkigen Bissen hinter den breiten Kinnladen ver-
schwinden ließ.

Snyder wurde empfindlich; er glaubte nicht anders,
als man wolle ihn zum Narren haben. „Ich weiß
nicht, was das alles zu bedeuten hat“, meinte er auf-
geregzt. „Durch eine Telegrammverstümmelung ver-
anlaßt, schickte ich mit Herrn Walthams Salonwagen
eine sich gerade bei mir um Stellung bewerbbende
Stenographin, ein junges Mädchen, von dessen Existenz
Herr Waltham bislang keine Ahnung hatte.“

„Er scheint inzwischen von ihr außerordentlich viel
Ahnung bekommen zu haben!“ krähte Smith mit über-
schlagender Stimme.

„Aber erlauben Sie einmal!“ Bornig sprang
Snyder auf.

Er fühlte sich von dem ebenfalls aufgestandenen
Hausherrn beim Arm gepackt. „Wissen Sie, daß Ihr
Herr Waltham uns diese — diese Person als seine
Frau ins Haus gebracht hat?“

Er kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick
kam John B. Waltham Arm in Arm mit Lucy durch
den Garten heran. Er war wie verändert, lachte und
scherzte und war so völlig in sein Glück vertieft, daß er
ganz erstaunt ausschaute, als bei ihrer Annäherung die
Smithschen Töchter mit entsetzensvollen Schreien, als
hätten ihre Augen den leibhaftigen Bösen geschaut,
über die Terrasse hüpfen gleich einem Schwarm auf-
geschreckter Hühner, um in der Haustür zu verschwin-
den. Auch Frau Smith, die überraschend schnell zu sich
gekommen war, machte Miene, wie vor Entsetzlichem
zu fliehen, doch sie harrete aus, mit versteinerndem Ge-
sicht.

„Was geht hier eigentlich vor?“ fragte Waltham.
Er nahm den hastig auf ihn zutretenden Snyder wahr
und stützte. „Hallo, welcher Wind treibt denn Sie her?“

„Haben Sie meine Depesche nicht erhalten?“ fragte
der vor Bestürzung nahezu Betäubte.

„Ihre Depesche? — Jetzt erinnere ich mich, ein Ex-
emplar gab mir so was in Madison, doch ich hab's
vergessen. Das Ding auch noch in meiner Rocktasche
stehen.“

Doch er kam nicht dazu, die Depesche zu lesen, denn
mit unholzverhindender Miene trat das Smithsche
Ehepaar auf ihn zu. Sie wollten beide zugleich
sprechen und brachten es darum nur zu einem unver-
ständlichen Gemurmel. Ihrer nahm sich Zingersoll an,
aber hinter seinem Herrn und Meister schritt. „Sie
finden wohl immer noch verheiratet, he?“ fragte er.

Da fand Smith seine Sprache wieder. Er stellte
sich in Positur und räusperte sich. „Herr Waltham“,
sagte er mit Grabsstimme, „ich frage Sie auf Ehre
und Gewissen, sind Sie mit dieser“ — er schluckte —
„mit diesem Fräulein hier“, sekte er kleinlauter hinzu,
als er einem flammenden Hornesblüte begegnete, „mit
diesem jungen Fräulein verheiratet?“

„Selbstverständlich!“ loutete die prompte Antwort.
„Auf Ehre und Gewissen, wenn Sie so feierlich fragen,
ich bin mit diesem Fräulein hier so gut verheiratet wie
Sie mit Ihrer Frau.“

„Ah — das ist stark!“ hauchte Frau Smith.

„Aber Herr Waltham —“ stotterte auch Snyder ver-
blüfft. Er schaute sich fast die Augen aus dem Kopfe
und ließ den Blick zwischen seinem glücklich lächelnden
Chef und der an dessen Arme hängenden, zwar ängst-
lich, doch auch selig dareinschauenden Lucy hin und her-
fahren. „Ich erklärte eben den Herrschaften, Sie
seien nicht verheiratet und —“

„Snyder, Sie sind ein Idiot!“ fertigte ihn Waltham ab. Das war schmerlich, und mit einem vorwurfsvollen Dulderblick knüpfte Snyder zusammen. Er liebte solche Bezeichnungen nicht, wenn sie ihm selbst galten.

Waltham hatte sich mit wehmännischem Anstand an das Ehepaar gewandt; er war bleich, aber gesaft und flüsterte der an seinem Arm zitternden Lucy Mut zu. „Mir scheint, die Wahrheit ist inzuhen doch durchgesickert“, begann er, „und da ist es wohl am besten, ich sage Ihnen alles. Schon damit auf meine Frau nicht der geringste Schatten fällt!“ sagte er, zärtlich zu Lucy niederblickend.

In kurzen Worten setzte er nun den Sachverhalt auseinander. Zuerst bezog er skeptischen Miene, die sich nur allmählich und widerwillig aufhellten, als er im Laufe seiner Darlegungen die Unglücksdepeche vorwies, die ihm zuletzt doch noch zu hohem und — wie er sagte — unverdientem Glück verholfen hatte. „Mein Entschluß, Lucy um ihre Hand zu bitten, stand schon fest, ehe die Herren zu mir einstiegen. Ich würde ihr sonst nicht einen solch abenteuerlichen Vorschlag zu machen gewagt haben. Doch mir blieb keine Wahl, denn Zeit zu einer Erklärung hatte ich nicht. Heute in aller Frühe ließen wir uns trauen. Hier ist unser Trauschein!“ Er legte auch dieses Dokument dem Ehepaar vor.

„Ja aber —“ knurrte Smith, der nicht recht wußte, wie er sich zu verhalten hatte und auf die immer noch unheil verkündende Miene seiner besseren Hälfte schielte.

Lucy hatte sich sanft Walthams Arm entzunden. Nun trat sie an Frau Smith heran und schaute mit feuchten glückshimmerndem Blick zu ihr auf. „Können Sie mir verzeihen?“ fragte sie leise. „Ich kann mich nur mit meiner Liebe entschuldigen. — Ich konnte nicht anders handeln“, setzte sie erröternd hinzu.

Wohl lächelte die Würdige noch bittersüß, doch sie war eine Frau, und in ihrem verknüchten Herzen stieg eine Ahnung des heiligen Glückes auf, das in der Seele des holden, jungen Weibes lebte — eines Glückes, an dem sie nie teilgehabt.

So winkte sie ihrem Manne zu und beugte sich über die Liebliche, um sie zu beglückwünschen.

Noch am selben Vormittag wurde der Vertrag vollzogen. Die Einladung des Smithschen Paares, ihren Aufenthalt auf einige Tage auszudehnen, nahmen die Liebenden indessen nicht an. Es war für das geschäftliche Einberufen auch besser, trat man in keine näheren persönlichen Beziehungen. Zugem drängte das junge Paar nach Alleinsein mit seinem Glück. Lucy wußte sich keine liebere Zufluchtsstätte zu denken, als den von ihr so schnell liebgewonnenen Salonwagen. Niemand sollte um sie sein dürfen, nicht einmal ein Diener. Zärtlich willigte Waltham in den ersten Wunsch seiner jungen Frau; er hatte bereits eine Ahnung, als ob er in Zukunft öfters solche Wünsche würde erfüllen dürfen.

Einer langen Aussprache mit Snyder bedurfte es nicht; der Vertrag war ja abgeschlossen, und alle anderen Geschäfte lagen bei dem Geschäftsführer in guten Händen. Dieser sangte noch schleunig dafür, daß der Salonwagen mit reichlichem Proviant versehen würde. Schon am Nachmittag, nach einem leidlich herzlichen Abschied von der Familie Smith, reisten die Liebenden ab, um sich zunächst nach Lucy's kleiner Heimatstadt in Iowa zu begeben, und dort die Mutter mit ihrem jungen Glück zu überraschen.

Snyder konnte sich der Rührung nicht entwöhnen, als er am Bahnhof stand und in der Ferne Lucy's winkendes Taschentuch allmählich verschwinden sah. Drei Tage zuvor hatte sie ihm auch so zugetunkt, damals eine kleine, verschüchterte, stellenlose Stenographin und heute die glückliche, angebetete Frau eines Minenfürsten. Was doch solch eine kleine Depechenverstümmlung nicht alles zuwege bringen kann! —

Als Snyder zwei Tage darauf die New Yorker Geschäftsräume wieder betrat, kam ihm Hopkins voll ge-

spannter Erwartung entgegen und folgte dem Gewaltigen nach dessen Privatkabinett.

„Wie hat's Herr Waltham denn aufgenommen?“ erkundigte er sich ängstlich. „Ich meine, was hat er denn mit der kleinen Stenographin gemacht?“

„Was wird er gemacht haben“, entgegnete Snyder mit einem hoheitsvollen überlegenen Lächeln. „Geheiratet hat er sie natürlich.“

„Na — türlich?“ stotterte der Kassierer fassungslos.

Doch Snyder war der Situation gewachsen. „Werken Sie denn nicht, daß ich die damalige Depeche absichtlich falsch verstanden habe, Mensch?“ fragte er und tippte mit dem Finger an die Stirn. „Glauben Sie wirklich, ein derartiges Missverständnis wäre bei dem Geschäftsführer unserer Firma denkbar? Eh, diese Sache habe ich wundervoll gedrechselt — was? — Gehen Sie an Ihre Arbeit, Hopkins“, seufzte er kummervoll, „Sie sind und bleiben ein Idiot!“

Böllig geknickt schlich der Kassierer aus dem Zimmer. Doch an seinem Pulte, als er gerade die Feder wieder eintauchte, sagte er laut und vernehmlich, daß es das ganze Personal hören mußte — und eine Welt voll Groß lag dabei in seinem Ton — dreimal hintereinander: „Idiot! — Idiot! — Idiot!“

Und nachdem er dergestalt seinem gerechten Herzen Lust gemacht, fuhr er in seiner Arbeit fort.

— Ende. —



Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen.
Goethe.

Das Kriegstagebuch einer deutschen Frau.

Wenn einmal die Geschichte dieses Weltkrieges in umfassender Weise geschrieben wird, dann wird man neben dem beispiellosen Heldentum des Mannes auch den der Frau nicht vergessen dürfen, wenn ein lückenloses Bild dieser furchtbaren Zeit gezeichnet werden soll. Wir haben staunend erlebt und sind noch täglich Zeuge, wie das weibliche Geschlecht voll entschlossener Tapferkeit, unentwegter Pflichttreue und Ausdauer den schwersten Aufgaben gerecht zu werden sucht und sich ihnen gewachsen zeigt.

Neben diesem Heer von Frauen aber, die sich bisher so groß gezeigt in ihren Leistungen, wird nur vereinzelt jener gezeigt, die nahezu übermenschliches geleistet: im Enden. Nun liegt in einem Tagebuch das Erleben einer solchen Frau vor uns, das mitten hineinführt in die furchtbaren Schrecken des Krieges und voller Lebendigkeit das tägliche Geschehen in einer rings von Feinden umgebene Festung zeigt.

J. v. Michaelisburg, die Gattin eines Sanitätsoffiziers aus Wien, ist diesem, da kinderlos, freiwillig nach dem Ort seiner Tätigkeit gefolgt, um dort beim Roten Kreuz nach besten Kräften Hilfe zu leisten. Ihre täglichen Aufzeichnungen „Im belagerten Przemysl“ (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig) sind von einer packenden Plastik, dabei frei von jeder, dem weiblichen Geschlecht oft eigenen Weitschweifigkeit der Schreibweise, so daß man unmittelbar daran teilnimmt. Wie man die Festung mit ihrem vielgestaltigen Leben vor sich zu sehen glaubt, so auch das bunte Gemisch der Bevölkerung in allen ihren Schichten. Was aber ungleich wertvoller ist und namentlich dieses eigenartige Werk einer Frau lebenswert für jene ihrer kleinlich denkenden, sich nur um Nichtigkeiten sorgenden Mischstern macht, die den vollen Frieden der Heimat genießen, das sind Schilderungen einzelner Episoden in dieser Tragödie.

Wie erschütternd wirkt es, wenn sie unter den Aufzeichnungen der ersten Tage der zweiten Belagerung der Festung gelegentlich der Ausstellung von warmer Winterkleidung berichtet: „Wie der Mann die Winterfodden sah, wandte er kein Auge von ihnen und flehte: „Sagen Sie mir, was Sie kosten, ich zahlte alles, alles, so viel Sie wollen!“, und wie sie dann wieder ganz schlicht konstatiert: „Es ist ganz merkwürdig, wie die Dinge hier ihren Wert verändern. Das Geld, das uns im Frieden so beherrschte, ist hier eine fast geringfügig be-

handelnde Sache geworden. Jeder hat es, aber keiner kann es in das umsehen, was er braucht!"

Das Weihnachtsfest, das auf den 48. Tag der zweiten Belagerung fiel, ist still und doch im Beleben des lichter-glänzenden Tannenbaums vorübergegangen, der erst im Spital und dann auch am ersten Weihnachtstag daheim ihr und ihrem Gatten brannte. Die für diesen bestellte Wäsche konnte nicht fertiggestellt werden, da "in keinem Laden der Stadt auch nur eine einzige Spule weißer Zwirn mehr erhältlich war". Der Januar hat sich mit Schnee und Kälte eingestellt und die russischen Bomben haben Tausende von Fensterscheiben zertrümmert. Schon zahlt man 50 Kronen für einen Erfolg derselben und ist beneidenswert glücklich, ihn noch zu erhalten. Die anderen verkleben die Fenster mit Papier oder verhängen sie mit Tüchern, die eindringende Kälte abzuhalten. Trotzdem klagen die Leute nicht; kaufen auch mittags ein paar Bomben vor ihrem Fenster herunter, so sind sie eine Stunde später wieder obenauf, wenn irgend ein frohes Gerücht ihnen einen Hoffnungsstrahl zuwirft. Es ist erstaunlich, wie mutig die Bevölkerung hier ist. Kein Mensch läßt den Kopf hängen, obgleich stellentweise und namentlich am Friedhof die Schrapnells so arg sausen, daß tagelang niemand mehr begraben werden kann und die Leichenzüge gezwingt sind, wieder umzufahren."

So reiht sich Bild an Bild, Erlebnis an Erlebnis, eines immer passender als das andere, bis das Furchtbare eintrifft, das alle gefürchtet und doch voll Hoffnung und Optimismus nicht für möglich gehalten: die Übergabe der Festung wegen völligem Mangel weiterer Lebensmittel.

Die Realistik, mit der sie die schimpfe Ergebenheit der auf einem Feld versammelten Einwohner der Stadt angesichts des Schleifens sämtlicher Werke ringsum ohne jedes Pathos schildert, ist wohl das Ergriffendste, was eine Frau in ihrer Tage je in Worte gefaßt. Und doch das Bekennen angesichts des Furchtbaren, dessen Zeuge sie gewesen: "Ich war ruhiger und stärker geworden und dachte an alle die Opfer, die jetzt jeder einzelne bringt. Ich sagte mir, daß man sich diese große Zeit gar nicht so recht verdienen würde, wenn man nicht auch das Opfer bringt, das einem zu tiefst ans Herz greift."

G. Th.



Aus der Kriegszeit.

Die widergespenstigen Tommys. Die folgenden, für die "Disziplin" in der englischen Armee bezeichnenden Geschichten aus dem Felde stammen aus dem Kriegstagebuch eines englischen Stabsoffiziers, das auszugangsweise von der "Daily Mail" wiedergegeben wird: "Eines Nachts saß ich arbeitend in meinem Bett am der Bahnhofstreppe vor Armentières. Umgekehrt um 2 Uhr morgens wurde das Zeltluch am Zugang beiseite geschoben und herein trat ein Soldat, der nach dem wachhabenden Offizier fragte. Da ich diese Stelle verschafft, fragte ich ihn nach seinem Begehrten. „Ich möchte nach Rouen, Herr Hauptmann“, sagte er. „Schön, aber woher kommst du?“ „Irgegendwoher. Ich bin nämlich Gefangener.“ „Gefangener? Wo ist deine Wachmannschaft?“ „Sie haben sich in Gibenay betrunken und sind dort stecken geblieben. Außerdem haben sie mein Eisenbahnbillet verloren. Darum, Herr Hauptmann, möchte ich Sie um ein neues bitten. Ich wurde zum Tode verurteilt. Aber hier ist mein Begnadigungsalter. Ich soll ins Militärgefängnis nach Rouen. Bitte, können Sie mir sagen, wie und wo ich den Zug erreiche?“ Ich starre ihn entgeistert an. Das war wirklich die seltsamste Erscheinung, der ich je in meinem Leben begegnet bin. Ich fragte ihn nach Einzelheiten. Und so erfuhr ich, daß er vor das Feldgericht gestellt worden war, weil er auf Wachposten vor dem Feind geschlafen hatte. Er war zum Tode verurteilt und dann zu Militärgefängnis begnadigt worden. Da er in Frankreich nirgends durchkommen konnte, da seine Identität überall festgestellt worden wäre, meldete er sich — nachdem seine Verwachung sich am Wege betruken hatte, freiwillig zum Transport, um nicht als Flüchtling seiner Begnadigung verlustig zu gehen. . . . Ein anderes Erlebnis: Ich saß in einem Burenhause, dessen Wohnstube für mich hergerichtet worden war. Da klopften es. Auf mein „Herein“ erschienen drei unverkennbare, wilde, verlotterte Gestalten, halb in Haft, halb in Zivilkleidung. „Was wollt ihr?“ fragte ich. „Wir wollen

uns melden, Herr Hauptmann“, sagte der eine. „Wer seid ihr denn?“ „Deserteure!“ „Wißt ihr, was das bedeutet?“ „Tawohl, Herr Hauptmann. Wir haben uns schon tagelang versteckt, aber wir können nicht mehr weiter, wenn wir nicht verhungern und erfrieren sollen.“ Und so nach und nach kam die ganze Sache zutage. Sie waren im Schuhengraben gewesen und wurden zur Erholung für sechs Tage nach der Etappe zurückgeschickt. Doch bereits nach drei Tagen erhielten sie Befehl, wieder in die Feuerlinie zu gehen. Da sie nach dem ersten Befehl noch drei Tage Urlaub gehabt hätten, wollten sie sich ihr „Neddy“ verschaffen, indem sie schlankweg auskniffen. Sie hielten sich in Lastzügen versteckt und streiften bei Nacht durch die Felder. Dann, als sie vor Entbehrungen halbtot waren, blieb ihnen nichts übrig, als sich zu stellen. „Ihr wißt, daß ihr erschossen werdet?“ fragte ich. „Ach, ja“, erwiderte der Wofführer, „das wird wohl so sein. Über lieber lassen wir uns erschießen, als daß wir wieder in den Schützengraben gehen.“ . . . Eine Zeitlang war ich beim Stab damit beauftragt, die aus dem Großen Hauptquartier einspringenden Chiffredespachen zu entziffern. Und es interessierte mich jedesmal sehr, zu erfahren, was der Inhalt dieser wichtigen Telegramme war. Jedesmal, wenn ein solches Telegramm in meinem Bureau ankam, war alles in Aufregung und Erwartung. Eines Tages öffnete ich wieder eine solche Depesche und entzifferte die Zeichen, während alles in höchster Spannung um mich herumstand. In dem Chiffretelegramm aus dem Hauptquartier aber stand folgendes: „Warum, zum Teufel, bekommen wir fortwährend Blaumenarmeslade? Gibt es denn keine Birnen und Kirschen?“ . . . Einmal saß unser Regimentsstab mit einer Clappeneabteilung viele Wochen lang in einem verlassenen Dorf, in dem es nicht einmal ein ordentliches Wirtshaus, geschweige irgend eine einigermaßen mögliche Versteckung gab. Damit suchte jeder — Offizier und Soldat — unter irgend einem Vorwand die Gelegenheit, aus dem öden Dorf abkommandiert zu werden. Ein junger Offizier, der schon als Bensor, Proviantaufseher, Telegraphist usw. vergebliche Versuche gemacht hatte, meldete sich schließlich für ein anderes Regiment als — Aushilfs-Feldgeistlicher. Doch das einzige, was er erreichte, war, daß er vor einer militärärztlichen Kommission zur Untersuchung seines Geisteszustandes gestellt wurde."

Krieg dem Straßenlärm. In dieser Zeit des wildesten Kriegslärm's, da ganze Landstriche wochen- und monatelang unter dem Donner der Geschüsse erglühen, ist in Amerika ein Apostel der Ruhe auferstanden, mit dessen "neuer Religion" die New Yorker Blätter sich eingehend beschäftigen. Der Verkünder oder besser die Verkünderin dieser neuen Lehre ist, wie in Amerika so häufig, eine Frauenführerin. Imogen V. Colley, Führerin der sozialen Frauenbewegung in den Vereinigten Staaten, hat entdeckt, daß der schlimmste Druck, unter dem die arbeitende Bevölkerung zu leiden hat, der Straßenlärm ist. Sie behauptet, daß der Lärm in New York und anderen großen Städten die Fähigkeiten der Menschen in den Arbeitsstunden herabsetze, die Tätigkeit erschwere und den Ruhestunden einen großen Teil ihrer so notwendigen guten Wirkung nehme. Um diesem sozialwidrigen Lärm zu Leibe zu gehen, begann Frau Colley damit, daß sie alle die verschiedenen Geräusche, die sie von ihrem Fenster aus vernehmen konnte, beobachtete und in eine Liste eintrug. So kam sie zu der Erkenntnis, daß es im Straßenleben der modernen Großstadt eine Unzahl von Geräuschen gibt, die überflüssig sind und verhindert werden können. Sie übertrug diese Liste einer Zeitung, und die Folge war ein Ansturm von Zuschriften. Auf diese Weise wurden die Truppen für den Feldzug gegen den Lärm gesammelt. Die Münzen und Prinzipien der Bewegung sind in der "National Municipal Review" niedergelegt. "Die Warnungssignale der Automobile sind unentbehrlich. Aber alle Automobile sollten gezwungen werden, daß gleiche Signal zu gebrauchen, das musikalisch abgestimmt sein müßte. Laut schallende Uhrenloden sind völlig überflüssig. In dieser Zeit, da die Uhren so gut und so billig geworden sind, sollten die Kirchenuhrenloden nicht jede Viertelstunde die ganze Nachbarschaft austönen. Die Straßenmusikanten müssen verschwinden. Ihre Musik ist ja ohnedies derart, daß man ihnen nicht für ihre Tätigkeit Geld gibt, sondern dafür, daß sie sich entfernen. Die Straßenverkäufer sollten ihre gellenden Ausrufe durch Plakate ersetzen. Die Zeitungsverkäufer sollten sich auf dieselbe Weise bemerkbar machen. Jedes Geräusch auf der Straße muß hinsicht auf das allergeringste Maß beschränkt werden. Dies ist eines der wichtigsten und dringlichsten Mittel, um das allgemeine Wohl zu fördern." Die Absichten der amerikanischen Ruheverkünderin und ihrer Genossen sind sicher gute. Aber wäre es nicht wichtiger und dringlicher für das allgemeine Wohl, wenn die amerikanischen Frauen einer Feldzug gegen die großen Kriegslieferungen ihrer Mitbürger verübteten, um so das viel gefährlichere Dämmlight der Gesellschaft nach Möglichkeit abzukürzen?



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Romane, Novellen usw.

* "Unter Habsburgs Fahnen gegen Italien." Kriegserlebnisse von Paul Lindenbergs. Mit zahlreichen Abbildungen. (Verlag von Adolf Bonz u. Co., Stuttgart.) Von Hindenburgs Kämpfen hatte uns schon Paul Lindenbergs viel Interessantes erzählt, nun war es ihm vergönnt, bei unseren tapferen Verbündeten an der italienischen Grenze Mächtiges zu erleben. Von dem heldenhaften Ausdarren in jenen furchtbaren Kämpfen entwirft er die lebendigsten Bilder. Naturstimmungen und frischer Humor würzen die Darstellung. Erzähler Eugen, der Oberstkommandierende der österreichischen Streitkräfte, dessen sympathische Persönlichkeit der Verfasser hier eingehend würdigte, hat die Widmung des schönen Büchleins angenommen.

* "Kampf und Sieg an der Westfront." Schilderungen und Erlebnisse aus meinem Kriegstagebuch von Alex Viktor von Frankenberg und Ludwigsdorff. (Verlag von Hadmeister u. Thal, Leipzig.) Die Erlebnisse und Eindrücke eines Front-Offiziers, Stizzien aus den Tagen des ersten Vormärtssturms im Westen und dem Stellungskriege des zweiten Kriegsjahrs, durchwoben mit allerlei Rektionen, auch humoristischen Schilderungen, alles voll großer Anschaulichkeit, erfüllt von dem Bewußtsein der Größe dieser Dinge.

* "Deutschlands Zukunft!" Kriegslehrten und ihre Bedeutung für deutsche Jugend- und Volksbildung von Rector Bruno Clemens, Liegnitz. (Würzburg, Verlag Kurt Habicht.) Das Eben v. Hedin, dem Forstcer und Betrainer, gewidmete Buch des schlesischen Geographen und Publizisten zeichnet Deutschlands Zukunft vom geographischen Standpunkte aus, der in der künftigen Politik eine große Rolle zu spielen berufen ist.

* "Die Vorgeschichte des Weltkrieges" von v. Michaelis, Hauptmann im Generalstab. (Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.) Ein deutscher Generalstabler gibt hier in sehr geschickter Weise auf die Umstände ein, die Europa in den nun schon weit über ein Jahr wütenden Weltkrieg verwickelt haben. Die vorliegende Schrift befaßt sich nicht mit langatmigen Politisierung, sondern beschränkt sich auf einen möglichst sachlich gehaltenen Tabbericht. Kaleidoskopartig eng aufgereiht und scharf umrissten ziehen die Vorgänge seit dem großen Einheitskriege 1870 an uns vorüber.

Romane, Novellen.

* Ein neuer Moszlowksi-Band "Die ewige Flamme" und andere Humoresken erschien soeben als Nr. 1038 der bekannten Roman- und Novellen-Sammlung "Kürschner's Bücherschub" (Hermann Hillger, Verlag Berlin-Leipzig.) Bei dem erstaunlich niedrigen Preise darf dem neuesten Werke des vorzüllichen Humoristen die weiteste Verbreitung in allen Schichten unseres Volkes sicher sein. Auch unsere Feldgrauen, die Sammlung "Kürschner's Bücherschub" seit Kriegsbeginn ein besonderes Interesse entgegenbringen, werden gern zu dem lustigen Buche greifen.

* "Hendrik Conscience: Der Löwe von Flandern." Ein historischer Roman aus Alt-Belgien. (Wilhelm Vorngräber, Verlag Berlin.) Eine neue billige, schön ausgestaltete Ausgabe des berühmten belgischen Heldenepos, das die flandrischen Freiheitskämpfe des 18. Jahrhunderts feiert. Es ist schon lange in Deutschland bekannt, und wird jetzt, wo die Gemeinsamkeit der deutschen und belgischen Interessen so stark betont wird, besonders gern gelesen werden. Die Bearbeitung der Ausgabe besorgte im Auftrage des Flemiganten-Ausschusses Kurt L. Walter von der Bleck.

* "Mimandro." Roman-Novelle aus den Valeuren von Kalbarina von Bommer-Esche. (Dresden bei S. Schottländer.) In der reichen und anschaulichen Schilderung eines uns ganz fremdartig anmutenden Natur- und Menschenlebens liegt der eigentliche Wert dieser Geschichte, die uns von der Liebe eines verarmten Edelmannes zu einem schönen Bauernmädchen erzählt.

* "Das Waldgeschrei." Roman von Fedor Sommer. (Richard Pöhlmann, Verlag, Halle a. d. Saale.) Auch dieser neue geschichtliche Roman des schlesischen Dichters ist eine wahrhaft erfreuliche Gabe. Schon in seinen "Schwefeldern" hatte er religiöse Kämpfe der Vergangenheit ernst und kraftvoll dargestellt. Glaube und Heimat ist das Thema dieses Romans, der zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs spielt. Christlicher Fanatismus, tief innerlicher Mut der Überzeugung, aber auch weltliches Begehr, das unter religiöser Maske sich hingibt, sind die Motive der Handlung, die viel Würdigbares und Erhebendes vereinigt. Der Stil verflucht nicht, wie etwa Entila Handel-Mazzetti dies tut, im Alter-

tümlich ganz treu zu bleiben, trifft aber durchaus Ton und Charakter des Verfassers.

Kunst und Kunstgeschichte.

* "Handbuch der Kunstsissenschaft." Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger, München, in Verbindung mit den Univ.-Professoren Dr. Brinckmann-Körtschuh, Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Grisebach, Herafels, Hildebrandt und Wulff-Berlin, Jancke-Halle, Dies und Neuwich-Wien, Binder-Darmstadt, Graf Vitthum-Kiel, Wodrigel-Leipzig, Weise-Bern, Willrich und Oberbibliothekar Leidinger-München. Mit ca. 4000 Abbildungen. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neuabergsberg.) Lieferung 18, Heft 1. Professor Dr. Willrich-München: "Die Architektur der Renaissance in Italien." Wer diese stattlichen Lieferungen durchsieht, wird auf jeder Seite von der Fülle des Neuen überrascht werden. In diesen Bänden wird bei ihrer Vollendung die ganze Summe unseres kunstgeschichtlichen Wissens eingeschlossen sein. Nach modernen Grundsätzen geordnet, erscheinen auch dem Sachkenner hier bekannte Ergebnisse in neuem eigenartigen Lichte. Die Abbildungen sind nicht nur groß und instruktiv, sondern auch wundervoll z. T. in Farben reproduziert. "Baufunktion der Renaissance in Italien" heißt das große Kapitel, das in der vorliegenden Lieferung bearbeitet von Professor Dr. Willrich in München, beginnt. Seine Arbeit zeichnet sich durch große Klarheit und Durchdringlichkeit aus, besonders die Heranziehung eines seltenen Abbildungsmaterials in großer Fülle macht das Werk wertvoll.

* "Blätter für deutsche Art und Kunst." Herausgegeben von Richard Venau: 1. Richard Venau: "Die Renaissance, das Verhältnis der deutschen Kultur." (Jena bei Eugen Diederichs.) Gedanken, die der Herausgeber der deutschen Volksbücher und Legenden (im Diederichschen Verlage) schon hier und da angedeutet, erscheinen hier im großzügigen Zusammenhange. In seinemstreben, für deutsche Art und Kunst zu wirken, ist ihm der Einfluß des Renaissancegeistes, wie er nicht nur bis ins 18. Jahrhundert hinein in Deutschland herrschend wurde, sondern auch noch in der Literatur der Gegenwart fortwirkt, unfehlbar als Selbstverständigung des deutschen Geistes. Die Stärke und Bestimmtheit dieser Ausführungen mag im einzelnen zu ungerechten Urteilungen führen, aber in der Gesamtauffassung wird man dem Verfasser entschieden recht geben, so manchen traditionellen Vorurteilen er auch stark widersprechen mag. Und gerade jetzt, wo die neue Kunst nur ein Teil der neu aufzubauenden deutschen Geisteswelt, dieser harmonisch sich einfügend, sein soll, gewinnen solche Gedanken besondere Bedeutung. Sie berühren sich vielfach mit der künstlerischen Weltanschauung Richard Wagners, Heinrich von Steins und Rhodes, sind aber doch ganz selbstständig entwickelt.

Länder- und Völkerkunde.

* "Afrikanische Köpfe." Charakterskizzen aus der neuen "Geschichte Afrikas" von Karl Peters. (Sammlung Männer und Völker.) (Verlag Ulstein u. Co., Berlin-Wien.) Ein neues wertvolles Bändchen der bedeutenden Sammlung. Der größte deutsche Afrikaner, dem eins die eigene Regierung bei seinen gewaltigen Plänen die Steine in den Weg war, dem dann die durch ein wirklichtlichstremdes Phrasentum irregeleitete öffentliche Meinung so überwältigt mitspielte, unterrichtet uns hier über jene Afrikaprobleme, die seinen eigenen Lebensinhalt bedeuten. Er verzichtet darauf, von sich selbst und seinen Taten zu reden, aber die eigene reife Erfahrung, die selbstverworbene intime Kenntnis der Dinge, gibt ihm den Untergrund zur Beurteilung. Die Einleitung berichtet von der Erschließung Afrikas, es folgen Charakterbilder von Krüger, Cecil Rhodes, Kaiser Menelik von Abessinien, Emile Bascha, Leopold II. Auf die objektive Würdigung des belgischen, vielfach so einseitig verurteilten Monarchen sei besonders hingewiesen. Die Darstellung ist durchaus künstlerisch zu nennen. So bedauern wir es besonders, daß in dieser Porträtgalerie des Verfassers eigener, energetischer Charaktertypen fehlen müßte.

Almanache, Kalender.

* "Dr. Dessauers Hausarztkalender 1918" bearbeitet von Dr. Orlowski (Würzburg, Verlag von Kurt Habicht) liegt zum 2. Male vor uns. Er ist mit mancherlei Verbesserungen versehen und im ärztlichen Teil gründlich durchgearbeitet worden vom Spezialarzt Dr. Orlowski, der die Fortführung übernommen hat, nachdem Dr. Dessauer auf dem Felde der Ehre geblieben ist. Treffliche Leitfäden, durchwegs neue ärztliche Maßnahmen und Verhaltensmaßregeln für Erkrankungsfälle sowie gesundheitliche Winke werden auf jedem Kalenderblatt von einem lebenserfahrenen Arzt geboten.